

Deutschlandfunk

GESICHTER EUROPAS

Samstag, 31. Dezember 2016 – 11.05 – 12.00 Uhr
KW 52

Sag zum Abschied leise Brexit: Großbritannien verlässt die EU

Eine Sendung von Benjamin Dierks

Redaktion: Anne Raith

Musikauswahl und Regie: Simonetta Dibbern

Urheberrechtlicher Hinweis

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf vom Empfänger ausschließlich zu rein privaten Zwecken genutzt werden. Die Vervielfältigung, Verbreitung oder sonstige Nutzung, die über den in §§ 44a bis 63a Urheberrechtsgesetz geregelten Umfang hinausgeht, ist unzulässig.

© **Deutschlandradio** 

- unkorrigiertes Exemplar -

Design/Musik

Deji Adeosun ist Jugendarbeiter im Londoner Bezirk Hackney. Als ich ihn im Juni kennenlerne, erzählt er mir:

„Ich fühle mich auf jeden Fall britisch, wir haben ja auch das Pfund. Ich glaube, es gibt eine Spaltung. Ich weiß nicht genau, warum, aber mir kommt es so vor, als gebe es sie und uns.“

Sechs Monate nach dem Referendum bin ich erneut für die „Gesichter Europas“ in London und treffe Deji wieder. Heute sagt er:

„Es hat mich persönlich hart getroffen, dass das Pfund gefallen ist.“

Pasha Khandaker von der „Bangladeshi Catereres Association“ klagt im Juni:

„Wir brauchen viele neue Köche, aber die einseitige Einwanderungspolitik der Regierung beschert der Curryindustrie in Großbritannien jede Menge Probleme. Schuld daran ist die Europäische Union.“

Heute sagt er:

„Ich bin überrascht, ich bin frustriert und sehr enttäuscht.“

Zwischen meinen beiden Reisen nach Großbritannien liegt nur ein halbes Jahr. Doch das Land hat sich verändert.

„Sag zum Abschied leise Brexit. Großbritannien verlässt die EU.“

Eine Sendung von Benjamin Dierks.

Reportage 1

Pride and Potholes - Warum Clacton-on-Sea für den Brexit gestimmt hat

Mary Newton geht ein paar Schritte, linst auf die andere Straßenseite und setzt ihren Weg dann zügig fort. Sie hastet nicht, aber sie geht doch so schnell wie eine, die noch etwas vorhat. Sie umkurvt einen Kinderwagen und ein älteres Paar mit Einkaufstüten. Auf Höhe eines Ramschladens hält sie inne. Dort klafft ein Schlagloch im Asphalt. Mary Newton hat gefunden, wonach sie suchte.

„In May I reported it and they allegedly repaired it...“

Im Mai schon habe sie das Loch beim Amt gemeldet. Dort sagten sie, sie hätten es repariert. Aber davon ist nicht viel zu sehen. Newton trägt eine Brille mit geschwungenem Goldrand und schulterlange, auffällig blonde Haare. Wenn sie redet, bewegt sie ihren Kopf etwas ruckartig hin und her.

„What they did was just threw some gravel in and called it a repair, that’s nonsense.“

Einfach ein wenig Schotter ins Loch kippen und das dann eine Reparatur nennen, empört sie sich. Halbtags arbeitet Mary Newton bei einer Speditionsfirma, um ihre Rente aufzubessern. In der Zeit, die bleibt, engagiert sie sich als Gemeinderätin für die EU-feindliche Partei UKIP hier in der kleinen Küstenstadt Clacton-on-Sea. Deren Einwohner haben im vergangenen Juni mit rund 70 Prozent für den Brexit gestimmt. Und wenn Mary Newton erklären soll, warum das so ist, dann zeigt sie zuerst auf ein Schlagloch.

„That’s one of the reasons why we’ve been so Brexit orientated...“

Deswegen seien sie und ihre Mitstreiter so scharf darauf gewesen, die EU zu verlassen. Es werde nämlich für alles Mögliche Geld ausgegeben, nur nicht für die Leute, die hier leben. Damit hat sie auch im Wahlkampf geworben. Als ich Newton vor gut sechs Monaten zum ersten Mal traf, hatte sie ein Schild

aufgehängt, auf dem war zu lesen: „We want our country back“. Wir wollen unser Land zurück. Alles gehe den Bach runter, erzählte sie mir damals: Die Krankenhäuser schlössen, die Straßen seien kaputt. Und das Geld, das man dafür bräuchte, werde nach Brüssel geschickt.

„This is where we started with our Brexit stall here...“

Hier habe alles angefangen, sagt Newton. Sie steht auf einer Verkehrsinsel, die sie in Clacton „Christmas-Tree-Island“ nennen, weil hier zur Weihnachtszeit ein Weihnachtsbaum steht. An einer Straßenecke liegt ein Fast Food-Restaurant, gegenüber lockt mit großen gelben Lettern auf rotem Grund die „Magic City“, eine der Spielhallen, die sich von hier aus bis hinunter zum Pier und zur Strandpromenade ziehen. Münzgräber, Wackelautos und Greifarme in Glaskästen, die nie einen Teddy zu fassen kriegen, egal, wie viel Geld man einwirft. Dazwischen ein elektrischer Stuhl, auf dem man für ein Pfund Hinrichtung spielen kann.

Hier hat Mary Newton viel Zeit verbracht vor dem britischen EU-Referendum am 23. Juni. Jeden Samstag und manchmal auch am Freitag stand sie mit zwei Klappstischen auf der „Christmas-Tree-Island“ mit Flugblättern, Luftballons sowie Anstecknadeln, und warb für den Brexit.

„I was absolutely delighted because it’s what I stood out there in all kinds of weather to achieve...“

Newton ist froh, dass sie hier nicht umsonst gestanden hat bei Wind und Wetter. Und sie hat auch schon ausgemacht, was ihr besonders gefällt an den Folgen des Referendums:

„Since the talk of Brexit it’s now coming back, people suddenly realized we’re British.“

Durch den Brexit hätten die Menschen wiederentdeckt, dass sie Briten sind. Newton war gerade in Frankreich. Sie besitzt dort ein Ferienhaus, fährt häufig

im Jahr hin, hat französische Freunde, war mit einem Franzosen verheiratet. Wenn ihre Freunde in Frankreich sie fragen, was sie denn gegen sie habe, antwortet Newton, der Brexit richte sich doch nicht gegen sie, sondern gegen Brüssel. Und dennoch sagt sie auch, dass Franzosen und Briten zu eigen seien, um gemeinsam in einem Land zu leben. Franzosen seien ja sehr nationalistisch.

„I think that pride in one’s own country, one’s own origin, culture is a good thing.“

Und stolz aufs eigene Land zu sein, auf Herkunft und Kultur, das sei eine gute Sache. Die zunehmende rassistische Gewalt in vielen Teilen des Landes erwähnt sie nicht.

Und doch ist Newton sechs Monate nach dem Referendum auch enttäuscht – dass es nicht schneller geht mit dem Brexit. Die Regierung hätte ihrer Ansicht nach sofort nach dem Referendum Artikel 50 der EU-Verträge aktivieren müssen, der den Austritt aus der Union in Gang setzt. Newton will schnellstmöglich all den Dingen einen Riegel vorschieben, die ihrer Ansicht nach aus der EU kommen.

„Laws, 200 a day...“

Den angeblich 200 neuen Gesetzen pro Tag, wo auch immer sie diese Zahl aufgeschnappt hat und vor allem den Einwanderern.

„It hasn’t slowed down, in fact, it’s increased because everybody is trying to get here before the whole thing stops.“

Denn von denen kämen jetzt nicht weniger, sondern mehr, weil alle noch nach Großbritannien wollten, bevor es nicht mehr gehe.

Newton steigt in ihren roten Kleinwagen. Sie will in ihren Wahlbezirk im Westen Clactons fahren. Dort bekommt sie viele der Probleme hautnah mit, die sie sonst gern „den Ausländern“ zuschreibt: das Leben am unteren Ende der

sozialen Leiter, den Bildungsmangel und den Zerfall des gesellschaftlichen Gefüges. Nur hat das in den meisten Fällen mit Einwanderern nichts zu tun.

„It’s a very mixed ward, I’ve one area there’s a lot of social housing.“

Ihr Wahlkreis bestehe aus Sozialwohnungen und Altersheimen, sagt Mary Newton. Viele Menschen hier hätten psychische Probleme, sagt Mary Newton, sie nähmen Drogen oder seien im Gefängnis gewesen. Leute, die anderswo niemand wolle.

An ihrem Rückspiegel klimpert eine Kette aus bunt bemalten Schildkröten. Ein Überbleibsel aus dem Campingbus, mit dem sie früher nach Frankreich gefahren ist. Newton hält kurz auf einem Hinterhof, der zur Müllhalde verkommen ist, dann weist sie auf eine Wohnung, in der gerade ein Drogendealer hochgenommen wurde und hält schließlich vor dem Gemeindezentrum ihres Wahlbezirks. An der Tür trifft sie eine junge Frau, die sie ins Gespräch verwickelt.

„Alright, what are you doing here today?“

Was sie denn vom Brexit halte, fragt Newton. Sie gehöre doch zur jungen Generation.

„Now you’re of a different generation, were you for it, against it, what’s your feeling?“ „I don’t know what it is.“ „You don’t know Brexit. Right, ok...“

Ich weiß gar nicht, was das ist, antwortet die junge Frau halblaut.

„We have in this area a group of people that really don’t know whether it’s Monday or Friday...“

So seien viele in ihrem Wahlkreis, murmelt Newton beim Weggehen, von Tuten und Blasen keine Ahnung. Newton geht ein paar Schritte hinüber zu einem roten Klinkerbau. Sie nimmt die Treppe in den ersten Stock.

Eine ältere Dame öffnet. Newton hat einige Bewohner des Viertels über die Zeit besser kennengelernt und versucht, bei ihren Problemen zu helfen. Sherry hat ihr halbes Leben hier gelebt Jetzt will sie umziehen. Die Jugendlichen aus der Nachbarschaft haben ihr gerade wieder das Fenster mit einem Luftgewehr eingeschossen.

„I mean I had a few more stones but nothing has broken it...“

An Steinwürfe habe sie sich schon fast gewöhnt, aber das mit dem Gewehr sei neu. Mary Newton verspricht, ihr Problem im Gemeinderat anzusprechen.

„Well, it's almost like being a social worker.“

Ihre Arbeit sei fast die einer Sozialarbeiterin, sagt Mary Newton. Und allem Anschein nach wird sie auch weiterhin gebraucht. Auch dann noch, wenn Großbritannien die EU verlässt.

Literaturpassage 1

„The Ragged Trousered Philantropists“ von Robert Tressell ist ein Klassiker der britischen Arbeiterliteratur. Der Roman erschien bereits vor gut 100 Jahren. Seine Protagonisten beschäftigen auch schon damals viele der Themen, die die Briten auch in der Brexit-Debatte aufgewühlt haben: Freihandel und Abschottung, Einwanderung sowie Reichtum und Armut. Ganz ähnlich war auch die Art, wie die Menschen über diese Themen sprachen – nämlich mal mehr und mal weniger gut informiert.

„Easton griff sich die Ausgabe des Daily Obscurer, die Bundy weggeworfen hatte, und arbeitete sich mühsam durch eine sorgfältig frisierte Statistik über Freihandel und Schutzzölle. Er verstand nicht genau, was der Verfasser mit den Zahlen sagen wollte – wahrscheinlich hatte er nie die Absicht gehabt, dass jemand sie versteht – aber Easton spürte ein Gefühl von Empörung und Hass gegen Fremde jedweder Art aufkommen, die das Land ruinierten. Höchste Zeit, dass man sich vor ihnen schützte, dachte er. Allerdings war das Ganze ziemlich kompliziert; um ehrlich zu sein, verstand er von vorne bis hinten gar nichts. Also wandte er sich an Crass und fragte ihn lauthals: „Was hältst ‘n von dieser, hier, dieser Zollfrage?“

„Hab‘ noch nicht viel drüber nachgedacht“, antwortete Crass, „zerbrech‘ mir nicht den Kopf über Politik.“

„Lässt man auch lieber sein“, warf der alte Jack Linden ein. „Wenn man über Politik streitet, endet’s gewöhnlich mit ‘nem Mordskrach und führt zu nichts.“

Mehrere der anderen stimmten in ein zustimmendes Gemurmel ein. Die Tory-Partei setzte sich für Schutzzölle ein. Nur deshalb waren einige der Leute dafür. Und aus demselben Grund waren die anderen dagegen. Einige der Arbeiter bildeten sich ein, sie seien Konservative, andere hielten sich für Liberale. Tatsächlich waren die meisten überhaupt nichts. Sie wussten über die öffentlichen Angelegenheiten ihres eigenen Landes so viel wie über die Zustände auf dem Planeten Jupiter.“

Reportage 2

Mit Angst und Gloria – Die Londoner City bangt um ihre Macht

Applaus brandet auf, als der neue Lord Mayor der Londoner City in einem schwarzen Rolls Royce vom Platz rollt. Endlich Fanfaren, ein wenig Lärm und Pomp. Einer Erlösung kommt das gleich nach der Amtseinführung des neuen Bürgermeisters der City. Denn die war zuvor in vollkommener Stille vollzogen worden.

Lediglich der Amtseid hatte vorher kurz das andächtige Schweigen der Würdenträger unterbrochen. Zu Hunderten hatten sie sich in der prächtigen Guild Hall in der Nähe der St. Paul's Kathedrale versammelt, zur sogenannten *Silent Ceremony*, der Stillen Zeremonie.

„I, Andrew Charles Parmley, do solemnly, sincerely, and truly declare that I will faithfully perform the duties of the office of Lord Mayor of the City of London.“

Geladen sind vor allem die Vertreter der 110 Livery Companies, der traditionellen Berufsstände des heutigen Londoner Finanzdistrikts. Das jahrhundertalte Ritual dient der Amtsübergabe vom alten an den neuen Lord Mayor. Dazu überreicht der scheidende seinem Nachfolger die traditionellen Amtsinsignien, ein Schwert, eine zeremonielle Keule, ein Siegel und eine Brieftasche. Beide müssen die Gegenstände berühren.

„When does the Lord Mayor actually change? It's at the very moment that the outgoing Lord Mayor takes his hat off and the new man puts his hat on.“

Sobald der alte Lord Mayor seinen fellbesetzten dreieckigen Hut ab- und der neue seinen aufgesetzt habe, sei der Wechsel vollzogen, erklärt Andrew Parmley, der gerade gewählte Lord Mayor.

„I don't know if it's true but I'll tell you where I think the origin of the name comes from: In days long gone by, different factions would be fighting for their man to get the job...“

Früher hätten die verschiedenen Zünfte noch während der Zeremonie so laut darüber gestritten, wer den Posten erhalten solle, dass irgendwann absolute Stille verordnet worden sei, sagt Parmley, jedenfalls erzähle man sich das so.

Die City, auch Quadratmeile genannt, ist das historische Zentrum Londons, der kleinste und bevölkerungsärmste Stadtteil und zugleich die wohl älteste noch existierende kommunale Selbstverwaltung der Welt. Sie genießt seit Jahrhunderten besondere Rechte, die sich durch britische Verwaltungsreformen kaum geändert haben. Der eigene Bürgermeister, der Lord Mayor ist eines davon. Der oberste Würdenträger der City ist in seinem Rang allein der Königin unterstellt. Sein ein Jahr währendes Amt ist allerdings in erster Linie repräsentativ und die Stille Zeremonie heute vor allem Folklore.

„It's a bit of theatricality, but we love it.“

Doch das Theater hat etwas Beruhigendes. Denn die City mit ihren Bankern und Brokern hat eine turbulente Zeit vor sich. Der Brexit wird das Geschäftsmodell des Finanzdistrikts auf die Probe und womöglich auf den Kopf stellen. Aber Traditionen bleiben. Und Andrew Parmley, kaum im Amt, gibt sich alle Mühe, Zuversicht zu versprühen.

„My job is to sell this thing. And if it didn't go the way some people thought it should have gone, well, we'll make the best out of a bad job and make sure that it's a success.“

Er sei schließlich da, um die City gut zu verkaufen, sagt Parmley. Und auch wenn das EU-Referendum nicht so verlaufen sei, wie manch einer es sich gewünscht hätte, man werde nun halt das Beste daraus machen.

Die City gehörte zu denen, die am lautesten vor dem Brexit gewarnt hatten. Tausende Jobs seien in Gefahr, wenn etwa die großen Banken sich entscheiden sollten, London den Rücken zu kehren. Durch die sogenannte Passporting-Regel konnten die Geldinstitute bislang nämlich alle Geschäfte in der EU von London aus erledigen. Das dürfte sich ändern, wenn Großbritannien die EU und ihren Binnenmarkt verlässt. Doch jetzt, nachdem der Brexit entschieden ist, klingt alles schon ein wenig anders. Die City hat auf Zuversicht geschaltet – ein Versuch der Schadensbegrenzung.

„The banking fraternity and financial services people are forever reinventing themselves and finding new ways of doing things...“

Banker und Finanzleute hätten sich noch immer neu erfunden, sagt Parmley.

„...I’m pretty certain we’ll find another way of doing business.“

Man werde notfalls auch einen anderen Weg finden, dem Geschäft nachzugehen. Die *City of London Corporation*, der Parmley jetzt vorsteht, ist eine eigentümliche Mischung aus Bezirksverwaltung und Interessenvertretung für die hier ansässigen Unternehmen. Und die Lobbyisten wollen auf jeden Fall verhindern, dass sie als Brexit-Opfer wahrgenommen werden. Das könnte dem Geschäft nur noch mehr schaden.

Wie zum Beweis schickt die City am Tag nach der Amtseinführung des Lord Mayors alles auf die Straße, was sie zu bieten hat: Voran marschiert in grauem Gehrock und Bärenfellmütze die Kapelle der *Coldstream Guards*, einem der ältesten Armeeeregimenter der Welt. Ihr folgen die Sattler und die Weinhändler, die Stricker und die Kutscher. Auch die Hornverarbeiter und die Herrenausstatter sind dabei, als die alteingesessenen Zünfte in einem prächtigen Umzug durch die Londoner City laufen, fahren und reiten – unterstützt werden sie von Einheiten und Spielmannszügen der Army, der Navy und der Royal Airforce, der Feuerwehr und der Polizei.

„Now it has a very serious purpose which is that the Lord Mayor is taken to the Royal Court of Justice to receive the Warrant which is his authority to rule the City for twelve months.“

Am Schluss fährt in einer goldenen Kutsche der Lord Mayor. Der Umzug begleitet ihn von seiner Amtsresidenz zu den Königlichen Gerichtshöfen, wo er die Befugnis erhält, die City ein Jahr lang zu leiten.

„But it would be a little bit boring if we simply went there on our own.“

Aber so ganz allein wäre der Weg dorthin ja langweilig, sagt Andrew Parmley.

„Well, of course it's about pageantry. But actually, it's about five percent of what we do. 95 percent is getting our sleeves rolled up and get down to business.“

Natürlich sei viel Prunk im Spiel, aber das sei nur ein kleiner Teil. Meistens gehe es darum, die Ärmel hochzukrempeln.

Und wenn es um harte Arbeit geht, kommt Mark Boleat ins Spiel. Er ist der politische Cheflobbyist der City Corporation. Er hat kein Ornat, kein Amtssiegel und keinen mächtigen Titel, aber er hat gute Kontakte. Und wenn morgens der Wirtschaftsminister in Westminster ein paar Schritte zum Büro geht, kann es gut passieren, dass Boleat neben ihm auftaucht, um ihn daran zu erinnern, was die Unternehmen in der City erwarten. Auch mir hatte Boleat damals, vor dem Referendum, wortreich erklärt, warum die großen Unternehmen gegen den Brexit seien und dass sie im Zweifel abwandern würden.

„It's really important that the government understands the implications of alternative courses of action.“

Heute sagt er: Die Regierung müsse die Folgen ihres Handelns verstehen. Was es etwa für einen Schaden anrichten könnte, mit der EU auch den Binnenmarkt zu verlassen. Denn der Wind wird auch für die City rauer. Immer häufiger

bekommt Boleat von Brexit-Befürwortern zu hören, was er denn jetzt noch vom Binnenmarkt rede. Die Entscheidung sei doch gefallen. Aber eine klare Entscheidung gibt es aus Boleats Sicht bisher keinesfalls.

„We’ve clearly got a great deal of uncertainty. Perhaps we’d expected things to move rather faster...“

Es herrsche große Unsicherheit und er habe erwartet, dass die Regierung schneller eine Entscheidung über Artikel 50 treffen werde.

„We’ve seen the stock market recover rather quickly but the Pound is down a long way and that’s the key indicator.“

„Moving isn’t a single process.“

Der Abzug der Banken passiere nicht auf einen Schlag, sagt Boleat. Erst wenn Klarheit bestehe/herrsche, was die Regierung vorhat, würden die Institute den Schalter umlegen. Für einige gehe es um kleinere Schritte, bei anderen seien sie ziemlich groß.

„And in some institutions they’re pretty minor but in others they’re quite big.“

Die EU bleibe auf lange Sicht der wichtigste Partner der City, davon ist Marc Boleat auch gut ein halbes Jahr nach dem Referendum noch überzeugt. Der Handel mit Ländern wie China werde durch den Brexit ja nicht leichter, vor allem nicht, wenn die Regierung von Premierministerin Theresa May auch Visabestimmungen erschwere.

„Our government is talking about being the leader in global free trade. So we’ll see how that plays out.“

Die Regierung rede ja viel davon, dass sie die führende Kraft im internationalen Freihandel werden wolle, sagt Boleat. Und: Warten wir also ab, was daraus wird.

Literaturpassage 2

„Na, sogar hier in Mugsborough wimmelt's von Ausländern!“ fiel Sawkins ein. „Fast alle Kellner und der Koch im Grand Hotel, wo wir letzten Monat gearbeitet haben, sind Ausländer.“

„Ja“, sagte der alte Joe Philpot mit tragischem Unterton, „und dazu kommen noch die ganzen italienischen Leierkastenmänner und die Leute, die heiÙe Kastanien verkaufen, und als ich gestern Abend nach Hause ging, hab ich 'ne Menge Franzmänner gesehen, die Zwiebeln verkauften, und kurz danach traf ich noch zwei, die mit 'nem Bären die Straße raufkamen.“

Es war unerhört, dass es diesen Leuten gestattet wurde, dem englischen Volk den letzten Bissen Brot wegzuschnappen – ins Meer sollte man sie jagen! Und so lief die Unterhaltung weiter. Keiner von ihnen hatte je auch nur eine Viertelstunde ernsthaft versucht, die Sache zu verstehen. Die Zeitungen, die sie lasen, waren voller vager und beunruhigender Berichte über die vielen fremden Waren und Menschen, die ständig ins Land kamen, über ihren armseligen Zustand, die Art, wie sie lebten, die Verbrechen, die sie begingen, und den Schaden, den sie dem englischen Handel zufügten. Das waren die Samen, die, geschickt in ihre Köpfe gesät, einen erbitterten und unterschiedslosen Hass gegen Ausländer wachsen lieÙen. Für sie war die geheimnisvolle Sache, die sie abwechselnd „Schutzzollpolitik“, „Zollschutzpolitik“ und „Zollfrage“ nannten, ein großer Kreuzzug gegen die Ausländer.

Reportage 3

„Ich weiß, dass ich nichts weiß“ – Der Brexit entlässt seine Kinder

Michael Sani wirft einen kurzen Blick in den vorderen Raum seines kleinen Innenstadtbüros. Alte Dielen, große englische Schiebefenster zur Straße, eines davon notdürftig mit Sperrholz geflickt. Beste Lage im Londoner Bezirk Mayfair. Die Besitzer haben Sani einen guten Preis gemacht. Sie schmücken sich damit, eine soziale Initiative zu beherbergen.

„Just quickly, guys...“

An einem großen Tisch sitzen drei seiner jungen Kollegen. Sie haben ihre Laptops aufklappt und arbeiten an einer neuen App.

Ein Online-Ratespiel soll jungen Leuten politische Themen nahebringen, vom Wahlsystem über Umweltschutz bis hin zur Arbeitslosigkeit. Michael Sani hastet weiter zu seiner Assistentin Samira. Die sitzt im mittleren Raum, einer Mischung aus Teeküche und Chef-Vorzimmer. Die Möbel sind aus Pressholz zusammengezimmert und versprühen einen rauen Startup-Charme.

„Do you want a coffee shop?“ „Nah, pub.“

Sani trägt ihr auf, ein Meeting mit einem potenziellen Finanzier zu arrangieren, in einem Pub bitteschön. Dann zieht er die Tür seines Büros zu und lässt sich erschöpft in seinen Stuhl fallen. Manchmal ist es wirklich schwierig, etwas zu verändern, klagt er.

„Sometimes it does get hard when you see how needed this is everywhere...“

Der Mittdreißiger hat ein jugenhaftes Gesicht, kurze dunkelblonde Haare, trägt Hornbrille, Pulli, Jeans und Turnschuhe. Doch so jugendlich sein Aussehen, so hart ist sein Job. Michael Sani ist der Chef der Organisation „Bite the Ballot“. Die hat es sich zur Aufgabe gemacht, junge Menschen dazu zu bringen, sich am demokratischen Geschehen zu beteiligen, vor allem an Wahlen. Vor dem EU-

Referendum hatten Sani und seine Leute landauf, landab versucht, junge Leute zu mobilisieren. Sie sind online in die Offensive gegangen, haben mit lokalen Initiativen kooperiert und an mehreren Orten sogenannte *Democracy Cafés* veranstaltet, Treffen in Kaffeehäusern, bei denen über den Brexit diskutiert wurde – bei einem von ihnen habe ich Sani damals kennengelernt.

„Our biggest successes was to coordinate in a registration drive that saw 1,85 Million people register to vote in nine days.“

In nur neun Tagen hätten sie damals noch fast 2 Millionen junge Wähler dazu gebracht, sich zu registrieren, berichtet mir Sani nun stolz. Doch all das hat nicht gereicht, um den Brexit zu verhindern. Man merkt Sani die Frustration darüber an. Auch wenn der Verbleib in der EU kein offizielles Ziel von „Bite the Ballot“ war. Die öffentlich geförderte Wohltätigkeitsorganisation ist zur Neutralität verpflichtet.

„What we’re seeing now is a division within society, people blaming each other because they speak a different language or were born in a different place.“

Die Gesellschaft sei jetzt gespalten, erzählt Sani, Menschen mit einer anderen Muttersprache oder fremder Herkunft würden angegriffen. Es ist das Gegenteil von dem was Sani predigt, der Mitarbeiter und Zuhörer damals wie heute auffordert, nur die jeweils andere Meinung zu hinterfragen, nicht aber die Person, die sie äußert. „Es ist Eure Zukunft, die hier entschieden wird“, hat Sani den Jugendlichen immer wieder zugerufen. Nach dem Referendum wurden viele Stimmen laut, die behaupteten, die älteren Brexit-Befürworter hätten die Jugend um ihre Zukunft gebracht. Nur wie viele Junge am Ende überhaupt gewählt haben, ist auch Sani nicht ganz klar. Zunächst hieß es, dass nur ein Drittel der 18- bis 24-Jährigen zur Abstimmung gegangen sei. Eine spätere Erhebung ergab, es seien zwei Drittel gewesen.

„It was difficult because we can get people register to vote but most people can't even tell the difference between the two campaigns.“

Und selbst wenn „Bite the Ballot“ sie dazu hat bringen können, sich für die Wahl zu registrieren, die meisten hätten die beiden gegnerischen Lager gar nicht auseinander halten können. Sani ist sauer, dass die Regierung „Bite the Ballot“ zwar lobt, mit dem Geld aber äußerst knauserig sei.

„The government has a body of 85 million pounds a year and we get peanuts.“

Von den 85 Millionen Pfund, die der Regierung für die Mobilisierung der Wähler zur Verfügung stehe, habe er nur 80 000 erhalten, obwohl keine andere Organisation so erfolgreich junge Wähler mobilisiere.

„I don't think they're difficult to reach at all. I just think the will isn't there to reach them. We know where they are.“

Dabei seien junge Wähler nicht schwer zu erreichen, wenn man sie denn erreichen wolle. Wir wissen, wo sie sind, sagt Sani.

Zum Beispiel im Hackney CVS, einem Gemeindezentrum in dem lange vernachlässigten Arbeiterviertel im Osten Londons, das nun immer stärker aufgewertet wird. Das CVS kümmert sich vor allem um Anwohner, die von diesem Aufschwung wenig profitieren. Hier engagieren sich junge Menschen in Initiativen für schwarze Jugendliche, gegen Ganggewalt oder für ein besseres Verhältnis mit der Polizei. „Bite the Ballot“ hatte vor dem Referendum einen ihrer *community officers* geschickt, um mit den jungen Wählern des Bezirks zu diskutieren. Ein halbes Jahr nach dem Referendum haben sie sich wieder mit mir zusammengesetzt und bestätigten Michael Sanis Kritik.

„When we had our previous debate through 'Bite the Ballot' that was the only time I learned about politics...“

Erst durch die Gespräche mit „Bite the Ballot“ habe sie verstanden, worum es bei dem Referendum gehe, sagt Shadé, eine Jugendarbeiterin rückblickend. Die Politiker hätten sich an ältere weiße Wähler aus der Mittel- und Oberschicht gewandt, nicht an sie, die jungen Schwarzen aus den armen Vierteln.

„We’ve never heard anything about the EU...“

Und kaum hätten sie mal wirklich etwas über die EU gehört, sollten sie sich auch schon dafür oder dagegen entscheiden, sagt Ophelia, eine schmale 21 Jahre alte Telefonistin, die ihre Worte in einem so schnoddrig-überzeugten Stakkato hervorbringt, dass sie damit jeden Politiker an die Wand reden könnte. Ihre Generation sei in der EU aufgewachsen, sagt sie. Schon deshalb sei der Austritt beängstigend.

Durch den Brexit fühlten sich nun die Rassisten im Recht, die nichts, was Einwanderer für die Gesellschaft leisteten, anerkennen würden. Sie wisse, wovon sie rede, sagt Ophelia. Als Tochter türkisch-zyprischer Eltern habe sie sich nie richtig dazu gehörig gefühlt – weder als Britin, noch als Europäerin.

Deji stößt zur Runde hinzu. Er betreut viele der Jugendgruppen in dem Gemeindezentrum. Vor dem Referendum hatte er noch entschieden für den Brexit argumentiert. Er fühle sich nicht europäisch, sondern britisch, hatte er damals in die Runde gesagt. Jetzt stimmt er Ophelia zu.

„Actually, with the whole Brexit thing, it almost felt like we’re going back in time. Before Brexit, I don’t remember having to talk about race that much.“

Für ihn fühle sich der Brexit wie ein Schritt zurück in alte Zeiten an, sagt Deji. Er könne sich nicht daran erinnern, dass davor so viel über Rassen gesprochen wurde. Jetzt redeten alle ständig über Schwarze, Weiße, Asiaten und Osteuropäer. Und noch etwas bekomme er ganz persönlich zu spüren: das schwache Pfund.

„That really has hit me personally. The milk that I buy for my daughter was 10 pounds, is now 11 pounds. That’s real.“

Die Babymilch für seine Tochter sei ein Pfund teurer geworden. Das sei ganz real. Dabei sei den Leuten versprochen worden, dass durch den Brexit Geld übrig bleiben werde.

„And I think we’re starting to kind of see the reality of Brexit.“

Was der Brexit bedeutet, glaubt Deji, das bekommen wir jetzt langsam zu spüren.

Reportage 4

Vernachlässigtes Erbe – Keine Rettung fürs britische Curry

Pasha Khandaker hat sein Jackett abgelegt und steht mit den Händen aufgestützt an einem ovalen Besprechungstisch. Er ist der Chef der *Bangladeshi Catererers Association*. Das steht groß auf einem grünen, etwas windschiefen Schild über den Schaufenstern, durch die man von der Einkaufsstraße direkt ins Büro sehen kann. Der Verband vertritt Tausende bangladeschische Restaurant- und Imbissbetreiber in Großbritannien. Vielen geht es nicht gut, einige mussten schließen. Pasha Khandaker will sie retten. Als ich ihn vor sechs Monaten in einem seiner Restaurants traf, hatte er große Hoffnungen. Doch die scheinen sich jetzt in Luft aufzulösen.

„Curry houses is not a foreign food or anything, it’s the British heritage. People come in this country to taste British curry.“

Curry sei doch nichts Fremdes, es gehöre zum britischen Erbe, sagt Khandaker. Menschen wollten britisches Curry essen, nicht indisches oder bengalisches.

„To save this heritage the government should take action immediately. I’m not sure why they don’t.“

Khandaker ist sauer, dass die Politik jetzt nicht mehr tue, nach dem Votum für den Brexit. Denn auf eines hatte er gesetzt: Wenn die Briten die EU verließen, würde alles besser werden.

„I’m surprised, I’m very frustrated, very disappointed.“

Und nun ist er überrascht, frustriert und enttäuscht. Khandaker betreibt selbst Restaurants in der Grafschaft Kent, wo er auch wohnt. Und wie viele seiner Kollegen hat er Probleme, gute Nachwuchsköche zu finden. Die meisten jungen Briten mit asiatischen Wurzeln wollen von einem Knochenjob in einer Curryküche nichts mehr wissen. Und die britischen Einwanderungsgesetze machen es äußerst schwer, Köche etwa aus Bangladesch anzuwerben.

Als das EU-Referendum anstand, sah Khandaker seine Chance gekommen. Die Fürsprecher des Brexit versprachen, dass wieder mehr Einwanderer aus dem Commonwealth kommen könnten, wenn man nur die süd- und osteuropäischen Immigranten loswerden könne.

„Michael Gove was very strong in favour of the Curry industry, Priti Patel was addressing it with me...“

Der Brexit-Frontmann und Ex-Justizminister Michael Gove habe seiner Industrie damals noch den Rücken gestärkt, sagt Khandaker. Und die damalige Arbeits- und heutige Entwicklungsministerin Priti Patel habe sogar zusammen mit ihm auf der Bühne gestanden. Sie hätten es doch versprochen, sagt Pasha Khandaker.

„There is an anger, there is a frustration for me because there’s a promise.“

Doch sie haben ihr Versprechen gebrochen. Wie so einige Versprechen aus der Kampagne für den Austritt schnell wieder eingesammelt wurden.

Khandaker geht hinüber zu einer jungen Kollegin, die gerade einen großen Gala-Abend für die Restaurantchefs organisiert. Khandaker will seine Verbandsmitglieder bei Laune halten. Denn er muss ihnen schonend beibringen, dass der Nachzug der ersehnten Köche aus Bangladesch nach dem Brexit nicht einfacher werden wird, auch wenn er ihnen das vor dem Referendum noch vollmundig versprochen hatte. Stattdessen brachte Innenministerin Amber Rudd kurz nach dem Referendum eine strenge Obergrenze ins Spiel und sie forderte Unternehmen auf, ihre ausländischen Mitarbeiter zu melden.

„This is their party policy, they want to cut down. People don’t want to see many immigrants in this country. That’s why the Brexit happened.“

Die Einwanderung zu kappen, das sei eben die konservative Parteilinie, sagt Khandaker, selbst Mitglied der oppositionellen Labourpartei. Das wollten auch die meisten Leute, deshalb hätten sie ja für den Brexit gestimmt. Aber man

müsse doch eine menschliche Einwanderungspolitik betreiben, nach Qualifikation gehen, nicht nach Hautfarbe.

Khandaker hatte gedacht, dass die Menschen unterscheiden würden zwischen diesen und jenen Einwanderern. Zwischen diesen, die wie er das Land doch schon so lange prägten und jenen Neuankömmlingen aus den osteuropäischen EU-Staaten. Denen er nicht viel zutraue und die einfach so kommen könnten, während er, der schon seit 30 Jahren Steuern zahlt, ohne Visum nicht einmal Besuch aus der Heimat empfangen dürfe.

„When I see a Rumanian, Bulgarian, or any East European country never had an economic contribution ever in their life...“

Dass Teile der asiatischen Community für den Brexit stimmten, war auch Folge einer Kränkung. Der Kränkung darüber, dass die Briten das Curry zwar zum Nationalgericht erkoren hatten wie *Fish and Chips*, dass die aber, die das Curry kochen, nie richtig dazugehören durften.

„My father fought the Second World war for this monarch, I'm contributing to this monarch's economy and I haven't been recognised at all for the last 60 years. Someone else from outside has been recognised well enough and he's only ten days in this country, this is not fair.“

Sein Vater sei für die Krone in den Zweiten Weltkrieg gezogen, sagt Pasha Khandaker. Er selbst habe seinen Teil zum wirtschaftlichen Erfolg des Landes beigetragen und werde trotzdem nicht anerkannt. Und nun kämen Leute ins Land, die schon nach wenigen Tagen voll akzeptiert würden. Das sei doch nicht fair. Das EU-Referendum war die Chance, einmal dazuzugehören und gemeinsam gegen die anderen zu stimmen.

Allerdings sehen das nicht alle so. Die Brick Lane im Londoner East End ist das Herz der britischen Curryindustrie. Hier reiht sich Curry House an Curry House. Die Konkurrenz ist groß und vor fast jeder Tür wird um Gäste geworben.

„We look after you and our food is lovely. What dish do you like? We got some nice lovely lamb dishes...“

„The Best of Brick Lane“ verspricht die Leuchtschrift über der schmalen hölzernen Fensterfront des „Monsoon“-Restaurants.

Im Lokal tönt leise bengalische Musik aus den Boxen. Kellner decken die eng stehenden Tische ein. Bunte Lämpchen verfärben das schummrige Licht. Am letzten Tisch vor der Schwingtür zur Küche hat der Inhaber Shams Uddin Platz genommen. Er geht auf die 60 zu. Er war gerade 16 als er nach Großbritannien kam mit nicht mehr als einem Grundschulabschluss. Als Kellner fing er an in der Brick Lane, hat sich hochgearbeitet. Aber anders als Pasha Khandaker hat er keine Vorbehalte gegenüber den neuen Einwanderern, die heute nach Großbritannien kommen und unten anfangen.

„Working class people where are they from I don't care about it. Is he from Bangladesh or India or South Asia or East Europe?“

Sie seien auch aus der Arbeiterklasse, da frage er doch nicht, aus welcher Ecke der Welt sie kommen, sagt Shams Uddin.

„They are very hard working people but since the referendum there's a boundary.“

Das seien hart arbeitende Leute und er lehne niemanden ab. Aber seit dem Referendum fühlten sie sich zurückgewiesen. Die eingewanderten Europäer hätten versucht, etwas zu leisten für das Land und er verstehe nicht, wie das Referendum am Ende so ausgehen konnte.

„If you are an immigrant person how can you vote for Brexit? You are from the immigrant family.“

Wie kannst du als Immigrant nur für den Brexit stimmen, fragt er. Wir Einwanderer sind doch eine Familie.

Literaturpassage 3

Das war der Schluss, den Crass und jene Kollegen, die sich für Konservative hielten, gezogen hatten: Es war nicht nötig, nachzudenken, zu studieren oder irgendetwas zu hinterfragen. Alles war sonnenklar: Der Ausländer war der Feind, er war die Ursache für Armut und den schlechten Handel.

Als sich der Sturm ein wenig gelegt hatte, sagte Owen höhnisch: „Vor einer Weile hast du erwähnt, du zerbrächest dir nicht den Kopf über das, was du Politik nennst. Nun, daraus folgt, dass du nichts darüber weißt. Und doch zögerst du nicht, sehr entschieden deine Meinung über Dinge zu äußern, von denen du zugegebenermaßen nichts verstehst. Bei der nächsten Wahl stimmst Du für eine Politik, von der du keine Ahnung hast. Ich sage: Da du dir keine Mühe machst, herauszufinden, welche Seite richtig oder falsch liegt, hast du kein Recht, irgendeine Meinung zu äußern. Du bist nicht reif zu wählen. Man sollte dir nicht erlauben zu wählen.“

Crass war mittlerweile sehr ärgerlich. „Ich zahl meine Abgaben und Steuern“, schrie er, „und hab ebenso viel Recht wie du, meine Meinung zu sagen! Ich stimme, für wen ich lustig bin, verdammt! Was zum Teufel geht's dich an, für wen ich stimme?“

„Das geht mich eine ganze Menge an. Wenn du für Schutzzölle stimmst, hilfst du, sie einzuführen. Und wenn die Schutzzölle tatsächlich so schlimm sind, wie einige Leute behaupten, werde ich darunter zu leiden haben.“

Reportage 5

Flucht und Rückkehr – Der lange Weg eines Briten nach Berlin

„It’s a lovely dark Scandinavian kind of music. Philosophically and politically and emotionally, I’m more and more drawn to spending more and more time in Berlin.“

Dunkle Musik an einem sonnigen Wintertag. Es ziehe ihn immer mehr nach Berlin, sagt Richard Thomas, philosophisch, politisch, emotional. Er sitzt am Fenster seiner Wohnung im Scheunenviertel in Berlin-Mitte. Draußen flanieren einige Touristen vorbei. Thomas hat seinen Laptop aufgeklappt und spielt einen Titel, den er erst vor ein paar Tagen mit einer schwedischen Popsängerin aufgenommen hat. Im nächsten Herbst will Thomas ihre erste Platte herausbringen, auf gutes altes Vinyl gepresst.

„Somehow Berlin just seems to be a better place to make recordings, produce physical records, and all of that.“

Berlin schein besser geeignet, um Musik einzuspielen und Schallplatten zu produzieren, sagt Richard Thomas. Besser als London, wo er herkommt, wo er seinem eigentlichen Job als Finanzverwalter nachgeht und wo seine Familie lebt. Thomas trägt einen dicken blauen Rollkragenpullover. Auf dem Kopf sind die braunen Haare schon etwas zurückgewichen. Dafür ist sein sauber gestutzter Bart umso voller.

In London hat er auch eine Stiftung gegründet, mit der er zunächst klassische Konzerte organisiert hat und nun außerdem Platten aufnimmt. Dann aber lernte Thomas die klassische Musikszene in Berlin kennen und fand sie lebhafter als die in London.

„You can have somebody in a suit sitting next to somebody in a punk t-shirt both enjoying some classical music...“

Hier trafen bei Konzerten Anzugträger auf Punks, ohne dass es einen von beiden störe, schwärmt Thomas. Diesen Sog entwickelte Berlin auf ihn schon vor Jahren, lange bevor die Briten darüber debattierten, die EU zu verlassen. Jetzt erwägt Thomas, mit der gesamten Stiftung nach Berlin zu ziehen – aus ganz pragmatischen Gründen. Als er jüngst EU-Fördergeld beantragen wollte, sagte man ihm, dass er mit einer britischen Stiftung vor dem anstehenden Brexit keine großen Erfolgsaussichten mehr habe.

„I was advised that there was not much point, that it was highly unlikely as a British foundation to get a grant which would cover the next three or four years from the European Commission.“

Seine Berliner Wohnung hat Thomas seit drei Jahren. Er lässt den Blick über die grau gehaltene offene Küche schweifen, in der er meist nur die Espressomaschine benutzt, davor ein weißer Esstisch, ein dezentes Sofa, einige Schallplatten im Regal, Parkettboden. Er fühle sich hier mehr zu Hause als in London, sagt Thomas.

„I feel more at home here than I do in London and that turned into buying an apartment here about three years ago.“

Ich habe Richard Thomas das erste Mal vor dem britischen EU-Referendum in einer kleinen Galerie des Fotokünstlers Wolfgang Tillmans in Berlin getroffen. Der gebürtige Remscheider Tillmans war mit seiner Fotokunst vor allem in seiner Zeit in London berühmt geworden. Als der Brexit in Meinungsumfragen immer mehr Zuspruch erhielt, initiierte Tillmans eine Plakatkampagne gegen den EU-Austritt. An jenem Abend hatte er zu einer Diskussionsrunde geladen.

Viele Briten und Deutsche, die im jeweils anderen Land oder in beiden Ländern leben, waren gekommen. Auch Richard Thomas. Schon damals hat er mir angekündigt, er wolle Großbritannien den Rücken kehren und vollständig nach

Deutschland ziehen, sollte es zum Brexit kommen. Nun will ich wissen, was aus dem Vorhaben geworden ist.

„At least half of these people have a set of value systems which I find so alien that I find it difficult to think of myself as the same nationality as them.“

Die Hälfte der Briten habe ein Werteverständnis offenbart, dass es ihm schwer mache, sie als seine Landsleute zu akzeptieren, sagt Thomas. Er habe schon länger mitbekommen, dass es dort viel Zuspruch für den Brexit gab. Thomas ist Finanzdienstleister und verwaltet mit seiner Firma die Pensionsfonds britischer Unternehmen. Dadurch sei er häufig in Gegenden, die wirtschaftlich wesentlich weniger prosperieren als die Hauptstadt.

„I’ve been to housing estates where nobody has a job and nobody knows anybody with a job.“

Er sei in Wohngebieten gewesen, wo niemand einen Job habe und auch niemand jemanden kenne, der Arbeit hat. Viele dieser Leute habe das Brexit-Lager gegen die EU mobilisieren können.

Vor Thomas’ Haustür in Berlin wird an kleinen Marktständen Kunsthandwerk angeboten. Alles ist hübsch hergerichtet, ebenso wie die umliegenden Häuser, Höfe und Schaufenster. Wenige Ecken in der Stadt sind so beschaulich. Es fällt nicht schwer, sich hier wohlfühlen.

Dass Großbritannien sich von der EU entfernen könnte, habe Richard Thomas schon früh gespürt, sagt er - und zwar bereits vor fünf Jahren, als der damalige Premier David Cameron gegen ein Euro-Rettungsprogramm sein Veto einlegte.

„And I thought at that point I can see how this could end up with Britain leaving the European Union.“

Zu der Zeit sollte es noch ein gutes Jahr dauern, bis Cameron im Januar 2013 das EU-Referendum ankündigte. Aber Richard Thomas habe schon damals

gedacht, dass die Verweigerungshaltung Londons irgendwann im britischen EU-Austritt münden könnte. Darauf wollte er vorbereitet sein.

Die Lösung: Bürger eines anderen EU-Staates werden. Thomas fand bald heraus, dass er nicht nur Deutscher werden konnte, sondern im Prinzip schon Deutscher war.

„And then just looking on the internet I discovered that not only could I be German I was German because my mother’s parents were refugees from Germany to Britain in 1933.“

Seine jüdischen Großeltern mütterlicherseits waren 1933 vor den Nazis nach Großbritannien geflohen. Das Grundgesetz ermöglicht Deutschen, denen von 1933 bis 1945 die Staatsbürgerschaft entzogen wurde, die Wiedereinbürgerung. Das gilt auch für ihre Nachkommen. Ein Jahr nach seinem Antrag hatte Richard Thomas den deutschen Pass.

„So my mother’s parents were Flüchtlinge aus Deutschland and here I am coming back the other ways.“

Von Thomas‘ Berliner Wohnung aus ist es nur ein kleiner Fußweg zur heutigen Humboldt-Universität. Dort promovierten seine beiden Großeltern in Jura, bevor sie aus Deutschland vertrieben wurden. Seine Großeltern seien aus Deutschland nach Großbritannien geflohen und er nehme nun den entgegengesetzten Weg, sagt Thomas.

„I’m really thinking of myself as mainly British with a German passport but I’m beginning to move in a direction where I would like to feel the other way.“

Noch sei er in erster Linie ein Brite, der auch einen deutschen Pass hat, sagt Thomas. Aber langsam komme in ihm der Wunsch auf, dass es eines Tages anders herum sein möge.

Abmoderation

„Sag zum Abschied leise Brexit. Großbritannien verlässt die EU.“

Das waren „Gesichter Europas“ mit Reportagen von Benjamin Dierks.

Die Literatúrauszüge entnahmen wir Robert Tressels Roman „The Ragged Trousered Philantropists“, zum ersten Mal erschienen 1914, gelesen von Justine Hauer.

Musikauswahl und Regie: Simonetta Dibbern.

Ton und Technik: Ernst Hartmann und Jens Müller

Redaktion: Anne Raith.